# Deutsche Zeitung

## São Paulo

**Tageblatt** mit der Sonntagsbeilage „Illustriertes Unterhaltungsblatt"

São Paulo
Geschäftsstelle: Rua Libero Badaró No. 64 — 64A
Caixa do Correio Y
Telegramm-Adresse: „Zeitung" Spaulo

Rio de Janeiro
Geschäftsstelle: Rua Candelaria No. 38 (Sobrado)
Caixa do Correio 302

Druck und Verlag von Rudolf Troppmair, São Paulo.
Vertreter für Deutschland: Johannes Neider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrichstrasse No. 7.
Vertreter für Oesterreich-Ungarn, Frankreich und Italien: M. Dukes Nachf., Annonzen-Expedition, Wien I., Wollzeile 9.

Dieses Blatt erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage.

Abonnementspreis:
Pro Jahr 20$000 für das Inland, 30$000 für das Ausland.

Preis der achtgespaltenen Petitzeile 200 Reis. — Grössere Anzeigen und Wiederholungen nach Uebereinkunft.

No. 33 XV. Jahrg. | Donnerstag, den 8. Februar 1912 | XV. Jahrg. No. 33


## Vom Tage.

Die Eisenbahnen scheinen eigentlich dafür da zu sein, daß man sich über sie beklagen soll. Man braucht hier keine Seeschlange und kein anderes phantastisches Seegetier, um sich über die Oede der sauren Gurken-Zeit hinwegzuhelfen. Die Eisenbahnen allein geben schon Stoff in Hülle und Fülle, und wenn man noch andere Verkehrseinrichtungen hinzunimmt wie die Post und den Telegraphen, dann ist des Guten sogar noch zuviel: der Stoff ist dann nicht zu bewältigen.

Mit dem Telegraphen scheint es nun allerdings besser werden zu wollen. Kaum war Herr Seabra aus dem Verkehrsministerium heraus, da hat der Generaldirektor des Telegraphenwesens, Major Pamplona, eine kleine Reinigung vorgenommen, die auf das Beamtenpersonal wohl den Eindruck nicht verfehlen wird. Der Major hat verschiedene Inspektoren, die sich erlaubt hatten, aus eigener Machtvollkommenheit die Telegraphenzensur zu verhängen, strafversetzt. Einer kam nach Matto Grosso, der andere nach Maranhão, der dritte nach Para — also nach Staaten, in welchen man sich nicht gern dienstlich aufhält, und so dürfte diesen Beamten die Lust, den Telegraphen in den Dienst politischer Freunde zu stellen, vertrieben worden sein. Es wäre sehr gut, wenn die Generaldirektoren der Post und der Zentralbahn das Beispiel des Majors Pamplona nachahmen würden. Das werden diese Herren aber nicht tun, denn sie sind mehr oder weniger aus demselben Holze geschnitzt wie ihre Untergebenen — sie dienen auch sehr gern der Politik.

Dr. José Barbosa Gonçalves hat das ihm angebotene Verkehrsministerium angenommen und will nur noch von seinem Bruder, dem Staatspräsidenten von Rio Grande do Sul, Abschied nehmen, um sich dann nach Rio de Janeiro einzuschiffen. Mit ihm wird ohne Zweifel ein neuer Geist in das Ministerium einziehen und er wird sich bemühen, alles gut zu machen, was Seabra verdorben hat. Er kommt aber etwas weit her und es ist als sicher anzunehmen, daß er von dem Schlendrian keine Ahnung hat, den er im Verkehrsministerium antreffen wird. Die Direktoren und die Inspektoren, die Verwalter und die Techniker, die er fast alle in seinem Leben zum ersten mal sehen wird, werden ihn zu täuschen versuchen, und es ist gar nicht ausgeschlossen, daß ihnen dieses auch gelingt. Der neue Minister ist ein Muster der Güte und des Fleißes und solche Männer beurteilen andere Leute in der Regel nach sich selbst: sie trauen anderen nicht gern Liederlichkeit und Trägheit zu. Deshalb wäre es sehr angebracht, wenn der Handel dafür sorgen würde, daß Herr Dr. Barbosa Gonçalves schon bei seiner Ankunft über den wahren Stand der Dinge unterrrichtet wird. Man müßte ihm die Beschwerden einreichen, bevor die Direktoren etc. ihm ihr Liedchen vorgesungen haben und vor allen Dingen müßte man ihn veranlassen, daß er eine Inspektionsreise unternimmt, um alles aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Als tüchtiger Fachmann würde er sofort erkennen, wo die Fehler liegen und somit wäre bei ihm auch sofort der Wille da, die Schäden abzustellen.

Zuerst sollte die Zentralbahn an die Reihe kommen. Aus der Linie ist doch noch etwas zu machen, aber die Sache muß anders angefaßt werden, als Dr. Frontin das tut und als Seabra ihm zu tun gestattete. Dann sollte aber auch die Post und hauptsächlich die von São Paulo ernstlich unter die Lupe genommen werden. Dr. Barbosa Gonçalves versteht es, mit schlechten Beamten zu arbeiten und so müßte er keinen seiner Untergebenen auf die Straße setzen; er müßte den Herrschaften nur so begegnen wie er den Direktoren des Ackerbausekretariats in Porto Alegre begegnete: „Sie machen es so, denn ich will das!" und die Sache wäre auf einmal eingerenkt.

Die Zugverspätungen, die den ganzen Handel Mittelbrasiliens und hauptsächlich den von Minas Geraes ernstlich schädigen, kann man doch abstellen. Auch mittelmäßig befähigte Direktoren können ihren Dienst versehen, denn es wird von ihnen doch nichts Großes verlangt, nur muß man sie anhalten, ihre Pflicht zu erfüllen. Die Entgleisungen sind alle oder fast alle auf den elenden Zustand des rollenden Materials und der Dämme zurückzuführen. Das erkennt schon ein Laie und um wieviel eher ein Fachmann, der selbst längere Zeit Eisenbahningenieur gewesen ist und den ganzen Betrieb sowohl theoretisch wie praktisch genau kennt! Und dann die Saumseligkeit bei der Expedition und der Auslieferung der der Bahn anvertrauten Waren! Dazu gehört doch weder ein besonderes Talent noch eine große Bildung, um die Waren wegzuschicken oder abzuliefern, wenn sie angekommen sind! Trotzdem wird das nicht getan und der neue Minister sollte hier von Anfang an energisch eingreifen. Nennen wir nur folgenden Fall. São Paulo ist einer der besten Kunden der Mineuser Butterproduktion. Die Produzenten bemühen sich in ihrem eigenen Interesse, die Butter so frisch als möglich zu Markt zu bringen und die Rede Sul Mineira kommt ihnen auch entgegen, indem sie die Ware mit der erwünschten Schnelligkeit befördert. Hier angekommen, bleibt sie aber auf der Nordstation tagelang liegen, denn das Stationspersonal hat gar keine Zeit, sie den Adressaten abzuliefern. Seabra blieb allen Reklamationen gegenüber taub und so hatte es gar keinen Zweck, sich bei ihm zu beschweren, aber jetzt sollte man doch eine umfassende Beschwerdeschrift einreichen, damit Dr. Barbosa Gonçalves erfahre, was für Geister es sind, mit welchen er zu arbeiten hat.

Das meiste Interesse dürfte der neue Minister aber dem Lloyd zuwenden. Als Riograndenser und als Intendent einer Hafenstadt des Südens weiß er sehr gut, wie schädlich die Mißwirtschaft dieser Gesellschaft ist und als guter Patriot, der er immer gewesen ist, muß er sofort Maßregeln treffen, damit diese Wirtschaft ein Ende finde. In der letzten Zeit ist von dem Lloyd allerdings wenig gesehrieben worden, was aber nicht so aufgefaßt werden darf, als wäre der Dienst dieser Gesellschaft besser geworden. Der Dienst ist derselbe geblieben, aber ein guter Stern hat über dem Lloyd gewaltet, so daß es seinen Kapitänen nicht möglich gewesen ist, wieder eine Felseninsel anzurennen oder die Rettungsboote aus Mangel an Kohlen zu verbrennen. Inbetreff des Lloyd braucht man Dr. Barbosa Gonçalves keine Ratschläge zu geben, denn den kennt er selbst. Inbetreff der Zentralbahn und der Post sollte man ihn aber doch schon in den ersten Tagen seiner Amtstätigkeit aufklären, bevor Graf Frontin und andere ihm Potemkinsche Dörfer vorgemalt haben.

## Berliner Brief.

Berlin, 10. Januar.

Nachdem wir in unserem letzten Brief hauptsächlich über die brotlosen Künste unserer Hauptstadt gesprochen haben, wollen wir heute einige der wichtigsten Pfeiler der werbenden Volksarbeit, insbesondere in ihrer Konzentration, etwas geschlossener wie es die Tagespresse in der Regel tun kann, Revue passieren lassen. Wie sich die Dinge nun einmal entwickelt haben, ist die Gesundheit unserer deutschen Volkswirtschaft in ebenso hohem Grade von der Exportmöglichkeit wie von der Arbeit im Lande selbst abhängig. Schlössen sich uns heute z. B. nach allen Seiten die Landesgrenzen, (und dieser Gedanke ist bei weitem nicht so utopistisch wie er aussieht, man erinnere sich nur einmal der Kontinentalsperre Napoleons I. gegen England, halte sich dazu die Folgen einer Umkreisungspolitik, wie sie von Eduard VII. gegen das deutsche Reich betrieben wurde, und die da und dort immer wieder sich einstellenden Zollkriege der verschiedenen Länder vor Augen!), so würden bald im Innern Industrien mit vielen Tausenden von Arbeitern und vielen Kapitalien mangels Materiallieferungen vom Ausland stille stehen und viele andere Hunderttausende müßten feiern, weil sie ihre Produkte nicht mehr im Ausland absetzen können; es entstünde im Reiche ein solch starkes volkswirtschaftliches Fieber, daß bald alle Schranken der Ordnung niedergerissen würden, aus Not, wenn nicht eine, den veränderten Verhältnissen entsprechende radikale Umwertung aller gesellschaftlichen Einrichtungen und Arbeiten erfolgen würde.

Die Gesetze der Weltbeherrschung haben sich infolge der modernen, die ganze Erde in ihr Getriebe einschließenden Wirtschaftsmethoden völlig verschoben. Früher, noch bis zu Napoleons Zeiten, ja bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts, deckte sich mehr oder weniger die Landesgrenze mit der Volkswirtschaftsgrenze und wer jene beherrschte, konnte frei über diese verfügen. Wir verweisen wieder als die bekannten Beispiele auf Napoleon und Friedrich II., den Großen, und seine extrem prohibitistische Zollpolitik oder, noch näher liegend, schauen wir auf die Vereinigten Staaten fast noch bis an die Schwelle des XX. Jahrhunderts! Die Zeiten einer absoluten Territorialherrschaft der Fürsten und Regierungen sind aber vorüber, sobald der Handel ihres Landes über die Grenzen hinausgreift, noch mehr, wenn auch die Industrie folgt, und es kann diese Abhängigkeit und Bedingtheit einer Regierungspolitik so stark werden, daß sich jeder Staat direkt in dem Maße in seiner Existenz gefährdet, als er nicht in allen seinen Lebensbetätigungen diesen „ausländischen" Lebensinteressen Rechnung trägt. In diesem Sinne ist es daher ganz richtig, wenn ein deutscher, liberaler Politiker noch jüngst in München erklärte: „Die Stützen des Staates waren Adel und Geistlichkeit, solange sich die Volkswirtschaft innerhalb der Landesgrenzen abspielte; heute, wo ihre Wurzeln die ganze Erde umspannen, sind es Kaufleute und Unternehmer im In- und Ausland, die von der heimischen Industrie ihre Waren, vom heimischen Geldmarkt ihre Vorschüsse beziehen. Die besten Regierungsräte sind Weltkaufleute, die sich patriotische Gefühle und Bedürfnisse bewahrt haben." Nur wer diesen Umschwung der Weltherrschaftsgesetze erfaßt hat, kann zweckstrebige, zukunftsreiche auswärtige Politik treiben, nur wer diese Zusammenhänge erfaßt hat, wird ablassen, seine einzige politische Tätigkeit in der Ueberwachung und Erweiterung der Landesgrenzen zu sehen, sondern wird vielmehr auf den wirtschaftlichen Ausbau seiner Kräfte im Inlande und ihre Verwertung über alle Grenzen hinweg bedacht sein. Mit anderen Worten, der politische Schwerpunkt liegt heute ganz im Weltmarkt und die Weisheit einer jeden Regierung muß darnach bemessen werden, ob sie dies erfaßt hat und darnach sich richtet, oder ob sie Vogelstraußpolitik treiben zu können vermeint, was bei der heutigen Weltlage stets nur eine künstliche Entwicklungshemmung des Landes bewirkt.

Unsere deutsche Reichsregierung hat den neuen Kurs begriffen und kämpft weniger um weiteren eigenen Landerwerb als um offene Märkte für die deutsche Arbeit. Ein Erfolg in dieser Richtung ist die Antwort auf die sprunghafte, wetterwendische, lange von uns geduldig hingenommene, nordamerikanische Zollbehandlung der deutschen Einfuhr: Seit dem 1. Dezember v. J. finden nämlich die in den neuen deutschen Handelsverträgen mit Japan und Schweden enthaltenen Zollermäßigungen auf die Einfuhr aus den Vereinigten Staaten keine Anwendung mehr — laut Verordnung des Bundesrates und trotz der deutsch-amerikanischen Meistbegünstigungsklausel. Die Herren Yankees wachten mit peinlichster Aufmerksamkeit, daß Deutschland, soweit es sich um den amerikanischen Vorteil handelte, dieser Verpflichtung gemäß verfahre. Nun kam der vielumstrittene Reciprocitäts-Vertrag zwischen Canada und den Vereinigten Staaten zu stande, wodurch den Deutschen ipso jure wesentliche Zollermäßigungen hätten zufallen müssen. Doch davon wollte die bei uns sattsam bekannte Rabulisterei in Zollangelegenheiten seitens der Herren Vettern über dem Ozeane nichts wissen; sie konstruierten eine ganz neue Auslegung der Meistbegünstigungsklausel, wonach die anderen Länder ihnen alle Erleichterungen zuzugestehen hätten, die dritten Staaten eingeräumt werden; sie selbst aber wollten ihre Meistbegünstigung von Fall zu Fall sich extra abhandeln lassen. Sie rechneten darauf, der gute, deutsch Michel lasse sich wieder wie bisher so oft verblüffen. Als aber die oben erwähnte Verordnung unseres Bundesrates sie eines anderen belehrte, da stieß ihr Staatssekretär Knox in die Alarmtrompete und forderte in einem öffentlichen Briefe an den Führer der demokratischen Partei eine Blankovollmacht, auf Grund deren Präsident Taft Vergeltungszölle gegen alle Staaten einzuführen in der Lage sein würde, welche der amerikanischen Einfuhr eine unterschiedliche Behandlung gegenüber anderen Ländern angedeihen lassen. Als solche Staaten werden zunächst Deutschland und Oesterreich-Ungarn, dann auch Belgien, Italien, Portugal und Bulgarien genannt. Herr Knox glaubt, daß gegenüber solchen Staaten Zuschlagszölle von 5 bis 25 Prozent auf einige Waren, in schwereren Fällen Einfuhrverbote die wirksamen Daumschrauben wären, um die Ausländer, insbesondere die Deutschen, ihrer Zolldespotie gefügig zu machen. Nun, der Herr im Weissen Haus wird sich hüten, einen Zollkrieg, bei unserer heutigen Weltwirtschaft stets ein zweischneidiges Schwert, mit so guten amerikanischen Kunden heraufzubeschwören, wie die genannten Länder sind. Aeußerst bezeichnend für die rücksichtslose Art und Weise der Nordamerikaner, ihre Interessen, selbst Großmächten gegenüber, durchzudrücken, ist und bleibt dieses Schreiben des Staatssekretärs Knox auf jeden Fall. Anderenteils war es für uns eine große Genugtuung, zu bemerken, wie unsere Reichsregierung so prompt die einzig richtige Antwort auf die nordamerikanische Brüskierung fand, treu dem Volkswort: auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil. Das ist diesen Herren gegenüber die einzig richtige Verkehrsmaxime.

Die Zeit für Jahresbilanzen und Rückblicke ist, bis mein Brief in Ihre Hände gelangt, schon vorüber; darum erspare ich mir sie. Auf einige beachtenswerten Momente in unserem deutschen Wirtschaftsleben Sie aufmerksam zu machen, kann ich mich jedoch nicht entbrechen, denn sie zeugen mehr als Bände für die Solidität unseres Handels und unserer Industrie im abgelaufenen Jahr. Trotz der vorübergehend gespannten Handelslage mit den Vereinigten Staaten, trotz der langen, zeitweise zur Katastrophe drängenden Marokkokrisis, trotz des türkisch-italienischen Krieges, hat Deutschlands Ex- wie Import eine ganz beträchtliche Steigerung erfahren wie ein Vergleich mit den Ziffern für 1910 ergibt: Die Einfuhr betrug 1911: 9.545.000.000 Mark, 1910: ... 8.930.000.000 Mark. Die Ausfuhr betrug 1911: .. 8.102.000.000 Mark, 1910: 7.474.000.000 Mark.

Daß bei einem so wesentlich gesteigerten Welthandelsumsatz auch der Verdienst der daran beteiligten Gesehäfte ein größerer war wie bisher, leuchtet ohne weiteres ein. So hat z. B. die Eisen-Stahlwaren- und Schiffbaugesellschaft Krupp gegen 21, 300.000 Mk. Reingewinn 1910 im Jahre 1911 einen solchen von 28.700.000 Mk. erzielt. Der bekannte Elektrizitätskonzern Siemens-Schuckert hat ebenfalls mit bedeutend höherem Gewinn abgeschlossen und zwar die Firma Siemens & Halske mit 12,3 Millionen, die Siemens-Schuckertwerke G. m. b. H. mit 13,4 Millionen, was im ersten Fall ein Mehr von 800 000 Mk. und im zweiten gar von 2.800.000 Mk. ausmacht; Dividenden wurden 12 bez. 10 Prozent verteilt.

Diese guten Ergebnisse unserer Riesenbetriebe geben naturgemäß immer aufs neue Anlaß zu weiteren Zusammenschlüssen innerhalb der deutschen Industrien bezw. zur weiteren Ausdehnung einzelner Großbetriebe. Der sieghafte Vorteil der Mammutbetriebe über die kleinen, wenn auch noch so gut geleiteten Wirtschaften liegt vornehmlich in der Verminderung des Risikos bei einem großen, vielseitigen Betrieb, mit ausgedehnter Kundschaft, in der riesigen Arbeits- und Materialersparnis, resp. der besseren Ausnützung infolge der weitestgehenden Arbeitsteilung bei leistungsfähigsten Maschinen und zweckmäßigsten Methoden. So verging denn auch kaum ein Monat, wo sich nicht innerhalb der dentder deutschen Industrie die eine oder andere Industriegruppe zweeks weiterer Steigerung dieser Vorteile zusammenschloß; wir verweisen, um nur einige Namen zu nennen, auf die Fussionen des Lothringer-Hütten-Vereines, Aumetz-Friede in Kneuttingen, mit dem Fassoneisenwalzwerk L. Mannstädt & Cia. A.-G.-Köln und der Düsseldorfer Eisen- und Drahtindustrie, und ferner des Hochofenwerks Lübeck und des Bergischen Hüttenvereines Hoehdahl.

Da, mutatis mutandis, dieselben Ursachen und Wirkungen für alle menschliche Arbeit gelten und die Banken im letzten Grunde doch nichts weiteres sind als die Geldbeutel und die Bankiers nichts weiteres wie die Kassierer unserer Wirtschaftskräfte, so leuchtet es von selbst ein, daß auch unsere Banken sich diesem Streben ins ungemessen Große, Erdumspannende anschlossen und ebenfalls zwecks rascherer Erreichung dieses Zweckes sich vereinigten. Weitaus das größte Institut, ich möchte fast sagen eine Weltbank ist so aus unserer Deutschen Bank geworden; in Deutschland ist sie im letzten Jahr mit der Pfälzischen und Mannheimer Bank in Verbindung getreten und hat dadurch in dem letzten von ihr noch unbesetzten Teil Deutschlands Fuß gefaßt. Aber auch die übrigen Geldinstitute haben eine analoge Entwicklung genommen, und wenn die gegenwärtige Hausse noch anhält, wird das erste Viertelhundert von 100- und mehr Millionen Unternehmungen bald erreicht sein; gegenwärtig haben wir in Deutschland folgende 16 Hundert-Millionen-Betriebe:

| | Aktienkapital in Mill. Mark. |
|---|---|
| Deutsche Bank | 200 |
| Dresdener Bank | 200 |
| Discontogesellschaft | 200 |
| Reichsbank | 180 |
| Friedrich Krupp | 180 |
| Gelsenkirchener Bergwerksgesellschaft | 180 |
| Darmstädter Bank | 160 |
| Schaffhausener Bankverein | 145 |
| Allg. Elektrizitätsgesellschaft | 130 |
| Hamburg-Amerika-Linie | 125 |
| Norddeutscher Lloyd | 125 |
| Berliner Handelsgesellschaft | 110 |
| Phönix | 106 |
| Große Berliner Straßenbahn | 100, 08 |
| Deutsch-Luxemb. Bergwerksgesellschaft | 100 |
| Barmer Bankverein | 100 |

Eine ganze Anzahl weiterer Geschäfte steht an der Schwelle der Hundert Millionen.

Zum Schlusse des heutigen Briefes lassen Sie mich noch die Quintessenz einer Bilanz der Seeschifffahrts-Geschäftslage mitteilen, wie sie von berufenster Seite, von Herrn Ballin, dem Direktor der Hamburg-Amerika-Linie gegeben wird: Wider alle Prophezeiungen sind in den zwei letzten Jahren Charterraten bis heute um 100 Prozent und mehr gestiegen. Dies ist dem mächtigen Welthandelsaufschwung einerseits und der vorausgegangenen Depression, die vor Schiffbau abschreckte, andererseits zu verdanken; es reicht nämlich heute die vorhandene Hochseeflotte nicht mehr zur Bewegung der Waren aus. So überaus lohnend der Warenverkehr ist, so wenig hat der Personenverkehr, das Passagegeschäft, befriedigt. Doch boten den betreffenden Linien anderweitige Geschäftserfolge genügende Entschädigung, dem Nordd. Lloyd z. B. die glänzende Entwicklung der Reichspostdampferlinien. Die sichere Haltung der großen Geldmärkte läßt einen weiteren guten Geschäftsgang auch im Jahre 1912 hoffen. Möge die Erfüllung dieser Hoffnung auch unser Teil sein!

## Aus aller Welt.

(Postnachrichten.)

Die übervölkerten Großstädte. In gleichem Tempo wie die Großstädte wachsen auch die Gemeinden, die vor ihren Toren liegen. Im unaufhaltsamen Eroberungsgange nehmen sie teilweise eine eminente Entwickelung, denn die Riesenstädte brauchen Raum. Eine Parzelle wird nach der anderen aufgeteilt, ohne daß dabei immer vernünftig zu Werke gegangen wird. Vor allem sollte man stets an die Zukunft denken. Es läßt sich in vielen Großstädten die Beobachtung machen, daß die Verkehrsverhältnisse von vorn herein nicht zweckentsprechend geregelt wurden. In den abgelegenen Ländereien finden sich die ersten Käufer für Grund und Boden ein, die ersten Planierungsarbeiten beginnen und die ersten Häusermauern wachsen empor. Wenn dann weiter gebaut wird, ist es meist zu spät, Verkehrsreformen und Verkehrbedürfnissen bereits für die Zukunft gerecht zu werden. Die Riesen-Großstädte sind nicht aus der Welt zu schaffen. Sie wer-

## Feuilleton

### Zwei reiche Frauen.

Roman von M. v Eschen.

(Fortsetzung.)

„Schade um den Jungen", meinte der Graf, als er eben durch die Flucht der Zimmer eilend in das gelangte, wo die winzig kleine Leiche auf rotseidenen Kissen unter weißem Linnen aufgebahrt lag. Ein Zug echt aufrichtiger Trauer trat in sein stolzes Gesicht; die Hand zuckte, das Tuch zu heben, sein Kind noch einmal anzusehen! Aber der Tod ist kein erbaulicher Anblick und eine fatale Erinnerung für jemand, der das Leben genießen will. Die Sache war schon zerstörend genug; wozu sich noch mehr erregen, wo nichts zu ändern war!

Hastig schreitet er nervös vorüber, sucht er nach Handschuhen und Mütze — „man muß nicht daran denken!" Er schlägt mit der Gerte durch die Luft, daß es pfeift — „Kinder ersetzen sich" — noch einmal pfeift die Gerte; er schreitet die Treppe hinunter, beinahe hätte er selbst gepfiffen, er besann sich noch zur rechten Zeit.

Dann geht er nach dem Casino, er will nur einmal vorsprechen, etwas fragen, in die Blätter sehen. Er mag die Condolenzen nicht, er hat Unglück gehabt, Pech; er will keines haben! Er eilt wieder fort, er will nach dem Klub.

„Ich gehe mit dir nach Haus, Heino," sagte Kanstedt, der ihn hier auf dem Wege begegnete, mit warmen Freundeswort. „Ich begreife, daß du nicht gern allein bist."

Und um Eva's willen zwang Helwig Kanstedt jeden Groll gegen den Grafen hinunter, überwand er alles, was ihm den einstigen Freund entfremden, ja verächtlich machen musste, verbrachte er jede freie Stunde bei diesem, damit nicht irgend ein unbedachter Schritt, wie er eben schlecht für die Verhältniße passen würde, den Grafen selbst noch mehr schädigen und damit die arme Frau noch mehr verletzen möchte. Auch als das kleine tote Wesen fortgebracht wurde, begleitete er den Grafen auf diesem traurigen Gange.

Eva nickte, als sie davon erfuhr. Es schien ihr fast selbstverständlich, daß er bei allem war, was sie anging; sie war beruhigt, daß solch ein Freund ihrem Gatten zur Seite stand, auch das ein Mensch in der Welt war, auf den sie bauen konnte — der etwas für sie übrig hatte. So schimmerte es doch wie der lichte Strahl eines Sternes in dunkler Nacht tröstend durch ihren Kummer.

In dem Maße, als dann der jungen Frau die Kräfte wiederkamen, machte sich auch die Trauer um die begrabene süße Hoffnung geltend, — doch der Kummer um den Gatten überwog jene Trauer. Immer noch lebte ja die große Liebe in ihrem Herzen, und an diese zumeist dachte Eva in ihren einsamen Stunden.

Weder die Gesundheit noch die Stimmung der jungen Frau eigneten sich für geselligen Verkehr. Dennoch hätte es sein müssen, würde sie sich mit der letzten Kraft dazu gezwungen haben. So aber kamen ihr diesmal die traurigen Verhältnisse zu Hülfe: es war konventionell vollständig richtig, daß Bergs die Saison pausierten.

Wohl trieb auch jetzt wieder der natürliche Anstand den Grafen, freundlich, ja aufrichtig zärtlich gegen seine Frau zu sein, wie er es ja immer, je nach Stimmung, sein konnte und gewesen war. Es überkamen ihn sogar edelmütige Anfälle, wo er meinte Eva an den langen Winterabenden etwas Gesellschaft leisten zu müßen, und dann wirklich wieder bezaubernd sein konnte.

Doch leidende Frauen sind gerade nicht amüsant, im Gegenteil bedrückend, beklemmend für den physisch so viel kraftvoller und psychisch so viel weniger zur Geduld angelegten und darum reizbarern Mann. Nur wirklich echte Liebe oder ein tapferes, ehrliches Pflichtgefühl hält in solchen Stunden mit dem Weibe aus, das meistens aus Liebe zum Leiden kommt.

Der Graf kannte beides nicht. Bald wurde es ihm schwer, seine Liebenswürdigkeit zu behaupten, er langweilte sich. Und da unter dieser Empfindung auch der letzte Versuch, eine Zärtlichkeit aufrecht zu erhalten, erstarb, meinte er einfach, „das könnte auch niemand verlangen, und es sei geseheiter, dergleichen öde Abende zu unterlassen."

Und da es nun der Graf in seiner Häuslichkeit nicht wohl aushalten konnte, die konventionelle und damit auch die kameradschaftliche Geselligkeit unter den Verhältnissen zum Teil ganz fort fiel, begann er nach und nach seine Junggesellengewohnheiten wieder aufzunehmen, wie es ihm früher schon recht leicht geworden war und wozu er entschieden mehr denn jeder andere beanlagt zu sein schien. Er ging in den Klub, wo man jeden Abend ein Spielchen oder eine andere Unterhaltung fand, welche seinen Bedürfnissen entsprach; ab und zu auch einmal zu Mrs. Bower.

Rittmeister Graf Berg hatte die Frauen niemals ernsthaft genommen: doch gleich den Perlen des schäumenden Weines liebte er den Verkehr mit dem schönen Geschlecht als etwas, das so selbstverständlich zu dem Bankett des Lebens gehört, wie eben Sekt zu einem feinen Diner. Ebenso hatte sich der Rittmeister an das Behagliche einer eleganten Häuslichkeit gewöhnt, wie sie auch bei Mrs. Bower waltete.

Auf diese Weise blieb Eva immer mehr allein. Besuche kamen selten. Die Gräfin nahm auch niemand an; sie war viel zu traurig.

Selbst Helwig Kanstedt erschien nur dann und wann auf einen Augenblick. Den Tag über nahm ihn der Dienst in Anspruch; am Abend aber, da der Graf auf seiner wieder eingerissenen Gewohnheit, nie zu Hause zu sein, bestand, konnte er nicht wohl die Gräfin besuchen. Es war ihm leid und er entbehrte den ihm liebgewordenen Gedankenaustausch mit Eva, und doch fühlte er, daß es so am besten sei! Denn ob auch der Bote schuldlos ist an der Schmerzensnachricht, die er bringt: man ist ihm gleichwohl gram. So auch scheut man den Blick desjenigen, der um unsere Leiden weiß, namentlich wenn diese Niederlagen bedeuten, — besitzt er selbst zufällig ein großmütig feinfühliges Herz, so scheut er selbst sich, uns an etwas zu erinnern was unfehlbar mit seinem Erscheinen von neuem wieder lebendig werden muß.

Wie dankbar auch Eva Kanstedt war für seine zarte Verschwiegenheit, und wie er hinwiederum alles getan haben würde für das Glück und die Ruhe der jungen Frau: die Erinnerung an jene traurige Stunde bedrückte sie beide.

Einmal nur hatten sie derselben, wenn auch nicht mit direkten Worten, gedacht. Es war, als Kanstedt die Gräfin zm ersteunmal nach ihrer Krankheit wiedersah. Der Graf selbst hatte ihn mit hinüber genommen in das blaue Zimmer, um seiner Frau guten Tag zu sagen.

„Wie gut sie doch sind, Herr von Kanstedt!" begann Eva in dem ersten freien Moment; — der Rittmeister hatte sich an Fräulein von Schletten gewandt, welche gleichfalls zu einen ersten Besuche bei der Gräfin vorgelassen worden war. — „Ich danke ihnen für — alles — alles!" — sie brach ab — Tränen traten in die großen, tiefen Augen; dann, sich zusammennehmend, fuhr Eva fort: „Möchten Sie so glücklich werden, wie Sie zu sein verdienen!"

„Glücklich?" — Ein bitteres Lächeln legte sich um des Hauptmanns Mund: „Glauben Sie, das Glück gehe nach Verdienst, Frau Gräfin? — Ich glaube nein; ebenso wenig wie die Liebe." —

Das war nach seinen Erfahrungen ein durchaus naheliegender Gedanke. Allein er hätte es hier nicht sagen dürfen. Er erschrak. Eine dunkle Röte übergoß das bleiche Gesichtchen der jungen Frau.

„Verzeihen Sie, gnädigste Gräfin," sagte er schnell, und glauben Sie, daß ich das nur im allgemeinen behauptet, auf das Allgemeine bezogen habe."

Eva sah ihn an. „Ja, ich glaube Ihnen immer, immer. Ich würde mich ja vor mir selbst schämen müssen, wenn ich Sie mißverstehen könnte."

Ein schönes, befriedigtes Lächeln ging über sein Gesicht: „Dann noch eins, Gräfin," begann er warm: „Sie tun mir auch einen Gefallen . . ."

Auch Eva lächelte; sie meinte, sie müsse es ihm doch beweisen, daß sie ihn nicht mißverstanden.

Und Kanstedt, der es an sich erfahren, was ihm die Arbeit gewesen, als es galt, das herbste Leid seines Lebens zu überwinden; was sie ihm immer noch war, wenn es galt, fest zu bleiben in Ehre und Pflicht, das Bild Adelens zu bannen, das stets von neuem verwirrend vor seine Seele trat: — er gedachte auch der verlassenen einsamen Frau mit einer ernsten Beschäftigung den besten Halt, das beste Mittel zu reichen, sich kräftigen zu können in sich selbst; um in den allgemeinen Interessen einen Ersatz zu finden für die zerstörten Hoffnungen des eigenen Herzens; sich mit allem, was an Schönem und Edlem hoch über dem Einzelleben steht, erheben zu lernen: auch über das persönliche Geschick.

Kanstedt bat Eva, sobald es ihre Kräfte erlaubten, wieder mit Malerei und Lektüre, als einem regelmäßig geordneten Studium, zu beginnen.

Die junge Frau machte erstaunte, fast starre Augen; es schien ihr im Augenblick alles sehr nutzlos in der Welt, sie sah sogar eben recht abwesend aus. Das aber beirrte ihn nicht.

„Ich meine es gut, Gräfin Eva," bat er noch einmal.

„Ich weiß," nickte Eva wie bezwungen.

„Versprechen Sie es mir." Er bot ihr seine Hand.

Sie legte die schmalen Finger hinein, nickte noch einmal, und heiterer klang es: „Ich denke daran."

Und Helwig Kanstedt sorgte nach wie vor für die Lektüre der jungen Frau. Ihr zuliebe las er manches leichte Werk, wozu er sich sonst kaum die Zeit genommen haben würde; mehr und mehr aber wählte er Bücher mit ernstem, wissenschaftlichem Inhalt, wie sie zur Vertiefung und Kräftigung auch der weiblichen Bildung gehören. Ebenso überwachte er Evas Fortkommen im Zeichnen und Malen.

Kaum merklich, doch stetig und sicher, begann eine Wandlung in der jungen Frau. Sie trauerte nicht weniger über alles, was sie betroffen; sie liebte ihren Gatten eben so heiß: aber es begann sich etwas neben dieser Trauer, neben dieser Liebe zu regen, ganz leise und allmählich; es wagte aber sich zu behaupten. Zuerst hatte sich Eva beschäftigt, weil sie es versprochen; dann wurde es ihr eine liebe Gewohnheit, ein Trost, ein Halt in den langen, einsamen Stunden. Immer mehr dann keimte der Gedanke in der jungen Frau, daß unser Leben doch noch eine andere Bestimmung haben müsse, als uns tatlos elend oder thöricht glücklich hindämmern zu lassen.

Dennoch gab es auch hin und wieder lichte Stunden für die arme Eva, hatte der Rittmeister generöse Augenblicke für seine Frau. War diese doch noch viel zu jung, ihre Liebe doch noch viel zu groß, um nicht immer wieder zu hoffen auf das Glück, oder eine Glorie zu weben um des Geliebten Haupt, vor der jeder Schatten verblich.

XII.

Zum Sommer starb der Gräfin Vater, ganz plötzlich und unerwartet. Christoph Schulze hatte zum letzten Mal Glück gehabt: der Tod nahm ihn hinweg, ohne daß er den Wandel alles Irdischen an sich selbst erfahren gemußt.

Wie viele in der letzten Zeit, hatte auch er in Zucker spekuliert, und gleich ihnen verloren. Diesen Verlust wieder einzubringen, steckte er den größten Teil seines Vermögens in amerikanische Bergwerke. Sein Gold wurde mit vielem anderen in die Erde begraben, ohne wieder hervorzukommen.

Was eben noch von den Schulzeschen Millionen vorhanden war, gehörte zum Teil Frau Mila. Christoph hatte dieser, eigentlich, um sich in seinen Unternehmungen den Rücken zu decken, eine bedeutende Summe als Eigentum verschrieben, wie das so manchmal geschieht; er war um so großmütiger in seiner Schenkung an die eheliche Hälfte gewesen, als auch sein Wohl, das Wohl des ganzen Hauses — so dachte er — in dieser Großmut mit einbegriffen war.

Frau Mila hielt sich an den Buchstaben des Gesetzes. Auf den Rest der Schulzeschen Hinterlassenschaft legte der Vormund des unmündigen Sohnes Wilhelm Beschlag.

Der Mann übte nur Pflicht und Recht. Daß er es mit Vergnügen tat, war ihm nicht allzusehr übel zu nehmen. Er war ein alter Freund von Christoph Schulze, aus der Zeit, wo dieser noch in einem kleinen Häuschen in der Schmalen Gasse wohnte, und hatte sich oft genug über die wachsende Eitelkeit und Hoffart namentlich von Frau Mila geärgert; desgleichen später über die Husarenheirat, weil alle dergleichen Partien viel Geld kosten und wenig Glück bringen. Er hatte alles vorausgesagt — es war ihm also nicht zu verdenken, wenn er, von einer gewissen Genugtuuung beseelt, jetzt frisch und fest auftrat.

Die Verhandlungen zogen sich in die Länge. Der Rittmeister reiste zum Schluß noch einmal in Evas Heimat, um seine Persönlichkeit, seinen Namen, seine Ansprüche wie Bedürfnisse geltend zu machen; es siegte jedoch schließlich das brutale Gesetz, das auch für Husaren keine Ausnahmen kennt.

Es blieben wenige Tausend Mark für Eva aus der Masse übrig. Der Graf erklärte, damit könne man nichts anfangen; Frau Mila dagegen, von ihr sei kein Zuschuß länger zu erwarten.

(Fortsetzung folgt.)

den weiter wachsen; wenn sie aber gesund weiter wachsen sollen, muß man ihnen den Weg weisen. Die maßgebenden Kommunalpolitiker können und wollen es nicht hindern, daß ein erheblicher Prozentsatz unserer erwerbstüchtigen Bevölkerung in den Riesenstädten zusammen strömten. Aber immer hin werden im Durchschnitt bei den jetzigen Zuständen dem Vorstädter die Verkehrsverhältnisse bedeutend erschwert. Für ihn ist infolge der Entfernungen, die er täglich überwinden muß, der Arbeitstag etwa 2 Stunden länger als für diejenigen, die im Zentrum der Stadt wohnen. Welche Unsummen gehen dem Nationalvermögen infolge dieses Zustandes, der eine Folge verpaßter Gelegenheiten in Verkehrsfragen ist, täglich verloren! Wie soll das in Zukunft werden, wenn man weiter rein mechanisch Straße sich um Straße, Häuserwall sich um Häuserwall legen läßt! Täglich wird der Prozentsatz verlorener Zeit, die doch Geld ist, wachsen, und der Tag wird nach wie vor nur 24 Stunden haben. Die Angelegenheit läßt sich nur durch ein Projekt regeln, nämlich durch die ständige Schaffung neuer und größerer Schnell- resp. Hoch- und Untergrundbahnen. Dann käme noch hinzu, die Straßen leichter auffindbar zu machen, denn wieviel nutzlose Zeit wird mit dem Aufsuchen unbekannter Straßen vergeudet. Es wird noch lange darüber zu beraten sein, was in dieser Hinsicht am besten getan werden kann. Erwähnenswert ist ein Vorschlag, den uns Herr Dr. Oppenheimer-Berlin unterbreitet. Er erinnert daran, daß es nicht angebracht ist, die Straßen ausschließlich nach einem in dem betreffenden Stadtviertel dominierenden Grundstücksspekulanten od. nach einem Helden des Tages zu benennen. Nachahmenswert wäre vielmehr für die Straßenbezeichnung das Zahlenbenennungssystem, das sich in vielen amerikanischen Großstädten seit langer Zeit bewährt hat. Auch der Charakter einer Straße als Hauptstraße soll schon in der Bezeichnung derselben zum Ausdruck kommen, und die Abschaffung teils häßlicher, teils anstößiger Straßennamen wie „Gasse" usw. befürwortet werden. Die Durchführung aller dieser Reformen wäre zur Befriedigung unseres Bedürfnisses nach Einheit und Harmonie baldmöglichst zu wünschen.

## S. Paulo.

Amerikanischer Besuch. Die Nordamerikaner interessieren sich für die Schwesterländer des Südens. Dieses Interesse ist jedenfalls hauptsächlich ein materielles aber es ist halt ein Interesse, über das man sich freuen kann, denn es trägt doch zu unserem Fortschritt etwas bei. Wie voriges Jahr haben uns auch jetzt einige nordamerikanische Herren besucht: Bankiers, Industrielle, Kaufleute und Advokaten — mit ihren Damen zusammen 215 Personen. Sie kamen gestern morgen mit dem Dampfer „Blücher" von der Hamburg-Amerika-Linie in Santos an und begaben sich sofort nach São Paulo. Hier besuchten sie alle Sehenswürdigkeiten, besahen die Stadt mit Kennerblick, der sofort abzuschätzen vermag, was der gesehene Gegenstand wert ist und kehrten schon mit dem 4½ Uhr Zug nach Santos zurück. Anläßlich dieses Besuches ist etwas zu erwähnen, was unserer Stadt ein sonderbares Zeugnis ausstellen muß. Die Excursionisten hatten an den Vertreter der Hamburg-Amerika-Linie, Herrn H. Fischer, telegraphiert, er möchte ihnen 24 Zimmer besorgen, denn einige von ihnen wollten eine Nacht hier bleiben, um die Stadt besser besehen zu können. Herr Fischer erkundigte sich in allen Hotels und doch bekam er auch nicht ein einziges Zimmer. Alles war besetzt, obwohl die Zahl unserer Hotels doch keine geringe ist. Ist das nun eine Empfehlung São Paulos oder ist das ein Mangel, der unserer Stadt schlecht angekreidet werden kann? Wie man's nimmt. Der Mangel an Hotels spricht dafür, daß der Verkehr hier ungeheuer groß geworden ist: Verkehr ist aber Leben, Entwicklung, ein Beweis des Reichtums; aber es ist doch schließlich ein Mangel und man sollte sich beeilen, ihm abzuhelfen. — Die Stadt machte auf die Amerikaner, wie sie sich äusserten, einen sehr guten Eindruck, obwohl sie in der kurzen Zeit von nur einigen Stunden wenig sehen konnten. Die Herren begeben sich nach dem Süden. Von Buenos Aires aus werden sie eine Reise über die Anden unternehmen und die Westküste des Kontinents besuchen.

Eisenbahnverkehr mit dem Süden. Die Sorocabana Railway, die São Paulo Rio Grande-Bahn, die Estrada de Ferro do Parana und die Viação Ferrea do Rio Grande do Sul haben einen Vertrag zur Beförderung von Frachten von hier nach dem Süden und umgekehrt geschlossen. Die Sendungen dürfen das Gewicht von tausend Kilo nicht übertreffen. Die Fracht kann sowohl in der Aufgabe- wie in der Bestimmungsstation bezahlt werden. Die Warenbeförderung wird aber noch ziemlich unbequem sein, weil an dem Uruguay-Fluß eine Umladung stattfinden muß.

Aviatik. Der französische Flieger Roland Garros wird am nächsten Sonntag vom Hypodromo da Mooca einige Aufstiege machen. Er erhält für den Tag zwei Contos de Reis und außerdem noch 25 Prozent von der Bruttoeinnahme. — Es heißt, daß der brasilianische Flieger Eduardo Pacheco Chaves, der sich auch hier aufhält, einen Flug von São Paulo nach der Bundeshauptstadt versuchen werde.

Diplomatenreise. Der japanische Gesandte in Rio de Janeiro, Herr Toshiro Fukita, bereist in Begleitung des Vertreters der Tokio-Auswanderungsgesellschaft, Herrn J. Aoyagin, und des Hrn. Dr. Emilio Ribas die Campos do Jordão. Der Zweck dieser Reise ist, festzustellen, ob die dortigen Ländereien sich für eine Fruchtkultur im großen Stile eignen. Wenn das Land sich als gut erweisen würde, dann würden dort Japaner angesiedelt werden, die in der Fruchtkultur Fachleute sind. Die Setzlinge würden hauptsächlich aus Kalifornien eingeführt werden.

Anleihen. Die Eisenbahngesellschaft Estrada de Ferro do Dourado, Staat São Paulo, wird im In- und Auslande eine Anleihe von 1.200.000 Pfund Sterling aufnehmen. Das Geld ist dazu bestimmt, die frühere Anleihe von 8.000 Contos de Reis zu liquidieren und dann um die geplanten Verlängerungen der Linie auszuführen, sowie um neues rollendes Material anzuschaffen.

— Die Telephongesellschaft des Staates São Paulo wird eine Anleihe von 1000 Contos de Reis gegen Obligationen zu 100 Milreis aufnehmen. Diese Anleihe ist erstens dazu bestimmt, die gegenwärtige Schuld zu tilgen u. zweitens die notwendig gewordenen großen Verbesserungen durchzuführen.

Festkommers. Zur Feier des Sieges der deutschen sozialdemokratischen Partei bei der Reichstagswahl soll am nächsten Sonnabend im Lokal der Turnerschaft von 1890 ein Festkommers veranstaltet werden.

Kaffeemarkt und Ernteaussichten für 1912. Die Nachricht, daß die Regierung im Jahre 1912 bloß 700 000 Sack Kaffee verkaufen werde, und zwar 400 000 in New York und 300 000 in Europa (davon 120 000 in Frankreich, 100 000 in Deutschland, 30 000 in Rotterdam — Holland, 40 000 in Antwerpen — Belgien und 10 000 in Triest — Oesterreich), ließ den Preis etwas anziehen. Das Valorisations-Komité in London hat auf die 300 000 Sack für Europa ein Angebot seitens einer Firma von Le Havre zu 83 Frs. gute mittlere Ware erhalten. Das Angebot bleibt bis zum 12. Februar offen und das Verkaufskomité in London kann ganz oder teilweise annehmen. Die 400 000 Sack für Nordamerika wurden noch am gleichen Tag abgesetzt.

Was die Ernteaussichten für 1912 anlangt, so wird die Ernte von Rio auf 2 500 000 Sack, die von São Paulo auf 9 500 000 Sack geschätzt, was im Ganzen 12 000 000 Sack wären. Ganz besonders kluge Köpfe haben für 1912/3 schon 8 000 000 bis 8 500 000 Sack herausgetüftelt, doch ohne greifbare Unterlagen. Im Großen und Ganzen ist die Zeit der Blüte, welche etwas gelitten hat und nicht sehr reich war, vorüber und die Schätzung von 12 000 000 Sack erscheint uns viel zu hoch.

Gesandtschaft in Rom. Am 12. November erschien in der „Imprensa" ein Interview ihres Korrespondenten in Rom mit dem brasilianischen Gesandten am Quirinal. Das Interview betraf die Verhandlungen zwischen der brasilianischen und der italienischen Regierung über die Aufhebung des Auswanderungsverbots nach Brasilien. Wir brachten einen Auszug aus diesem Interview, das uns sehr wichtig zu sein schien, und einige Tage später hatten wir die Ueberraschung, die Unterredung zwischen dem Gesandten und dem Journalisten, einem Herrn Vitaliano Rotellini durch ein Telegramm des Paulistaner „Estado" dementiert zu sehen. Die „Imprensa" ist ein sehr zuverlässiges Blatt und jeder ihrer Mitarbeiter ist ernst zu nehmen und mit dem „Estado" und seinen Mitarbeitern ist dasselbe der Fall. Es mußte also etwas vorliegen, was man von hier aus nicht beurteilen konnte, und jetzt ist die schon halb vergessene Sache noch verwickelter geworden, denn Herr Rotellini schreibt über sie nochmals und zwar in folgenden kurzen Worten. „Es ist mir gesagt worden, daß ein Blatt in S. Paulo in einem Telegramm aus Rom mein Interview mit Fialho dementiert hat. Ich beschränke mich darauf, zu erklären, daß alles, was in meiner Korrespondenz gesagt war, der Wahrheit entsprach. Leider hat Herr Fialho wenig gesagt, und er konnte auch nicht mehr sagen, denn die brasilianische Gesandtschaft in Rom — ich glaube, daß ich in der „Imprensa" das schon gesagt habe — besteht, weil sie eben bestehen muß, aber nach dem, was sie tut, könnte man auch ganz gut ohne sie auskommen. — Aber die Erklärungen stimmten. Ich bestätige das. Und ich zweifele daran, daß Dr. Fialho sie hat dementieren lassen." Durch diese kategorische Erklärung des Herrn Rotellini hat die Angelegenheit ein anderes Gesicht gewonnen. Der Gesandte Herr Dr. Fialho sagte nämlich in dem bewußten Interview, daß er die Verhandlungen mit der italienischen Regierung führe, aber jetzt weiß ein jeder, daß er damit nichts zu tun hatte, da die Sache hier in Rio de Janeiro zwischen dem brasilianischen Minister des Aeußern und dem italienischen Gesandten geregelt würde. Ist das Interview nun nicht aus der Luft gegriffen, dann hat eben der Gesandte eine Unwahrheit gesagt, um für sich etwas Reklame zu machen und das sollte man einem Diplomaten nicht zutrauen, denn diese Herren sollen lieber zu wenig als zu viel sprechen. Jetzt darf man darauf gespannt sein, ob der „Estado" die neue Erklärung Rotellinis auch dementieren und was der Gesandte selbst dazu sagen wird.

Antonio Accioly Jr. Nach einer sehr glaubwürdigen Version ist der Sohn des abgesetzten Gouverneurs von Ceara, Dr. Antonio Accioly junior, bei dem Attentat im Hafen von Natal gar nicht lebensgefährlich verwundet worden. Daß er der an sich leichten Verletzung erlag, sei darauf zurückzuführen, daß sein Organismus durch häufigen Morphiumgebrauch total ruiniert war. Auf der Fahrt nach Bahia sind an ihm Heroineinspritzungen vorgenommen worden und die hat der geschwächte Körper nicht ertragen können.

Brasilien als Anlagemarkt. Nach der „Brazilian Review" hat sich in London eine neue Gesellschaft, die „Minas Geraes-Espirito Santo Exploration Company", mit der Aufgabe, in den beiden genannten Staaten rentierliche Unternehmungen verschiedener Art zu betreiben, gebildet. Das Kapital beträgt vorerst 130:000$; damit sollen Land-, Wasserfälle- und Bahnkonzessions-Käufe gemacht werden, welche dann geschäftlich in der Weise ausgebeutet werden sollen, daß Pflanzungen, Fabriken, Minen und Bahnen angelegt werden. Als die ersten Direktoren werden die Herren B. de Almeida, P. G. de Oliveira und Raffier bezeichnet.

Eine fatale Prognose stellt die „India Rubber World" dem brasilianischen Gummimarkt. Darnach würde der afrikanische und asiatische Plantagengummi von den Fabrikanten immer mehr verlangt werden, während der Paragummi sich unverkauft in den Häfen anhäufe. Der Plantagengummi hätte heute auf dem einst unbestrittenen Markt dem Paragummi schon viel Terrain abgewonnen und wird bald in bedeutend größeren Lieferungen als im Augenblick mit dem brasilianischen „wilden" Produkte konkurrieren, vor dem er folgende Vorzüge hat: der Plantagengummi kann — im Gegensatz zum brasilianischen — während des ganzen Jahres geerntet werden, sodaß keine Zeit der Knappheit an Rohmaterial eintritt, er wird in öffentlicher Versteigerung oder im Terminhandel verkauft und ist nie der Gefahr ausgesetzt, Gegenstand von Valorisationsprojekten zu werden. Man kann so recht passend und stolz heute schon das ehemals disqualifizierende, amerikanische Wort zu seiner Empfehlung gebrauchen: „Es ist Plantagen-Gummi." — Wir sind ja mit dem Raubbau der brasilianischen Gummigewinnung auch nicht einverstanden, halten sie aber unter den gegebenen Verhältnissen als die einzig gangbare Methode. Sind erst einmal die freiwilligen Naturvorräte erschöpft, dann wird auch Brasilien zur Gummikultur übergehen. — falls sie noch rentabler wie andere Kulturen auf den in Betracht kommenden Terains ist. — Um sich einen Begriff von der asiatischen Gummikokurrenz machen zu können, führen wir nach S. Figgis & Co.'s „Review of the Rubber Market" an, daß Ende 1911 im Osten 850 000 Acres (ein Acre gleich 0,4 ha), ca. 340 000 ha Land dieser Kultur gewidmet waren und von den 100 Millionen Bäumen auf dieser Fläche noch nicht 15 Prozent angezapft worden sind.

Beleidigungsklage. Der Fregattenkapitän Francisco de Mattos, Kommandant des Aufklärungskreuzers „Bahia" hat sich durch einen Artikel des „Diario de Noticias", in dem sein Verhalten bei den Vorgängen in Bahia kritisiert wurde, beleidigt gefühlt und gegen die Zeitung einen Prozeß angestrengt. Sein Rechtsanwalt ist Dr. Ulysses Brandão, der Advokat des „Club Naval". Die Verteidigung der Redaktion dürfte wohl Ruy Barbosa übernehmen.

Ein tüchtiger Berufsgenosse. Aus Bahia angekommene Reisende wissen zu erzählen, daß die Banden, die in jener Staatshauptstadt die Redaktionen der drei Regierungsblätter mit Dynamit zerstörten, von dem in Rio de Janeiro sehr bekannten Raphael Pinheiro angeführt wurden. Dieser Mann ist ein Vorstandsmitglied des Pressevereins.

Die Gunst der Masse. In Bahia sind in der Rua Ruy Barbosa die Schilder abgerissen worden. Man kann tausend gegen eins wetten, daß die Schilderzerstörer dieselben Männer sind, die vor zwei Jahren und einigen Monaten, als Ruy Barbosa zum letzten Mal in jener Stadt war, ihm Hosiannah sangen. Wer weiß, ob diese selben Leutchen, die sich so nach dem Winde drehen, eines schönen Tages nicht auch Schilder mit dem Namen Seabras durch die Straßen schleifen werden!

Pernambuco nach dem Sturze der Olygarchie. Der Olygarch Rosa e Silva, der Urheber des nach ihm benannten Wahlgesetzes, war einer der wenigen Parteichefs, die den oppositionellen Minderheiten die von dem Gesetze garantierten Vertretungsstellen nicht streitig machten. Jetzt ist die Olygarchie gestürzt, Pernambuco ist befreit und die Minderheiten sind nicht mehr vertreten, denn Dantas Barreto hat unter Mißachtung des Gesetzes eine vollständige Kandidatenliste aufgestellt. Unter den neugewählten Deputierten befinden sich Herren wie Dr. Cunha e Vasçoncellos, der in Rio de Janeiro verhaßte frühere Delegado des dritten Polizeibezirks, dessen „Größe" hauptsächlich darin bestand, daß er Arbeiter, die in geschlossenem Raume über einen möglichen Streik verhandelten, gefangen nahm und nach der Strafkolonie verschicken ließ, ferner ein Capitão Amaral, von Geburt Portugiese, ein Rego Medeiros und ein Borges da Fonseca, die alle in Pernambuco unbekannt sind. Daraus ersieht man, daß das Volk dort jetzt wirklich als souverain betrachtet wird.

Eine vielbemerkte Ernennung. Dantas Barreto hat den Leutnant Francisco de Mello, der während des Belagerungszustandes als Kommandant des Verbannteutransportes auf dem „Satellite" die Meuterer erschießen ließ, zum Kommandanten der Pernambucaner Polizei ernannt. Unserer Ansicht nach hat Leutnant Mello damals in der Notwehr gehandelt, als er die gefährlichen Verbrecher füsilieren ließ, aber das rechtfertigt doch nicht diese Ernennung. Mello hat selbst die Untersuchung des Falles, der seinerzeit soviel von sich reden machte, beantragt und die Regierung hätte diesem Antrag entsprechen sollen, denn es lag doch in ihrem eigenen Interesse, die größte Klarheit zu verbreiten. Und wenn der Leutnant auch freigesprochen worden wäre, so hätte doch noch immer kein Grund vorgelegen, ihn zum Kommandanten einer Staatstruppe zu machen, in der er nie gedient hat und die doch ihre eigenen Offiziere besitzt, die den Kommandantenposten viel eher verdienen als der Leutnant des Bundesmilitärs. Diese unerwartete Ernennung erweckt den Eindruck, als ob Dantas Barreto sich nicht ganz sicher fühlte. Wo keine Gefahr vorhanden ist oder wo keine Gefahr erwartet wird, dort braucht man diesen Leutnant Mello nicht. Weiter wird gemeldet, daß Dantas die Offiziere der Polizei, die an den Kämpfen teilnahmen, auf jede Weise verfolge. Sie werden ohne weiteres entlassen und ein Major ist sogar gefangen genommen worden, als ob er ein Verbrecher wäre, obwohl er durch seinen Widerstand gegen die „Eroberer" doch nur seine Pflicht getan hat. Er, der Major Isidoro, war ein Soldat des Staates und als solcher dem Gouverneur Estacio Coimbra, seinem höchsten Vorgesetzten, Gehorsam schuldig. Der Ex-Kriegsminister weiß doch, was man von einem Offizier erwartet, und er würfte keinen Soldaten bestrafen, der nur seine Pflicht erfüllt hat. Nach vier Jahren kann er in der Lage Estacio Coimbras sein und dann wird er doch auch von seinen Offizieren erwarten, daß sie ihn unterstützen und mit ihren Pflichten es ebenso genau nehmen, wie dieser Major Isidoro es genommen hat.

Das Stimmt! Der „Paiz" ist wegen der Vorgänge in Bahia Oppositionsblatt geworden. Er konnte alles vertragen, daß aber sein Erzfeind Seabra Gouverneur wird, das ist ihm zu viel. Ueber die Mauserung dieser Zeitung meint der „Correio da Manhã" witzig, daß sie mit Freuden zu begrüßen sei, denn die Opposition des „Paiz" garantiere dafür, daß das Defizit kleiner wird. Die oppositionellen Artikel werden selbstverständlich nicht bezahlt.

Ein neuer Volksvertreterr. Der Kronprinz — pardon! Leutnant Mario Hermes da Fonseca, ältester Sohn des Bundespräsidenten ist in Bahia von dem ersten Bezirk als Deputierter gewählt worden. Luiz Viama hat das dort so fein eingerichtet, daß der junge Offizier, der ungefähr in der Mitte der zwanziger Jahre steht und den man in Bahia nur dem Namen nach kennt, die meisten Stimmen erhalten hat. Wenn es in Brasilien noch Orden geben würde, dann hätte Vianna sich dadurch jedenfalls einen „Vogel" erster Güte verdient!

Die Wahl Fonseca Hermes. Neueren Nachrichten zufolge ist der Bruder des Bundespräsidenten, der Notar Herr Fonseca Hermes, doch wiedergewählt. Nach der letzten Aufstellung hat er 12.958 Stimmen erhalten, der „freie" Kandidat der Regierungspartei Victor de Britto 11.841 und der Oppositionskandidat, der alte Conselheiro Dr. Antunes Maciel 10.872. Also ist Maciel unterlegen und Rio Grande do Sul schickt nur einen einzigen Oppositionskandidaten ins Parlament. Nach dem Gesetz sollte ein Drittel der Vertretungsstellen den Oppositionsparteien überlassen werden. Da nun Rio Grande sechszehn Vertreter hat, so müßte die Opposition nach Adam Riese fünf Sitze erhalten, aber die Positivisten sind ja bekanntlich besondere Rechenkünstler und so haben sie es herausgefunden, daß ein Drittel von sechszehn — eins ist.

Vergiftung. Am Mittwoch aßen drei Kinder, João Fava, Luiz Fava und Paulo Romeu, bei einem Spaziergang auf dem Felde, hinter der Rua do Sul, die giftige wilde Frucht Jão bravo und erkrankten nach kurzer Zeit. Glücklicherweise waren sie aber schon nach Hause gekommen, sodaß sie sofort Hilfe fanden. Alle drei wurden sie von der Assistencia policial nach der Santa Casa verbracht. Der Zustand des Luiz Fava ist nicht unbedenklich, aber man hofft ihn doch noch retten zu können. Die zwei anderen sind außer Gefahr.

Unglücksfall. In der Nähe von Cayeiras wurde der Angestellte der São Paulo Railway Antonio Collaço von einem Zug erfaßt und schwer verletzt. Der Verunglückte wurde nach São Paulo gebracht.

São José. Gestern wurde die Operette „Lustige Witwe" wiederholt. Der Besuch war ein sehr guter. Heute zum ersten Mal die Operette „Il Pipistrello".

Polytheama. Die Variété-Vorstellungen werden sehr gut besucht und die Künstler gebührend applaudiert. — Heute abend neues Programm.

Casino. Dieses Variété-Theater übt durch seine guten Darbietungen eine große Anziehungskraft aus, denn der Besuch ist andauernd ein sehr guter.

Bijou-Theater. Heute wurden die Films „Ein unglückbringendes Geschenk", „Im Garten des Sultans" und „Pathé Journal Nr. 97" vorgeführt.

## Bundeshauptstadt.

Die Krankheit des Barons Rio Branco hatte sich gestern im Laufe des Tages nicht verschlimmert. Man konnte vielmehr von einer leichten Besserung sprechen, wenngleich die Bedenklichkeit des Zustandes nicht vermindert wurde. Die Herztätigkeit, die vorgestern und während der gestrigen Nacht gestört war, wurde geregelt. Die Urinabsonderung nahm bedeutend zu. Der Kranke verbrachte die meiste Zeit schlafend. Um zwei Uhr nachts hieß es, daß der Zustand sich plötzlich wieder verschlimmert habe und daß der Baron in den letzten Zügen liege. Bis unser Blatt in Druck ging, waren weitere Nachrichten jedoch nicht eingetroffen.

Militärisches. Die „Gazeta de Noticias" veröffentlicht einen Dialog zwischen 2 Offizieren, der wohl jedenfalls ebenso echt ist wie das Interview mit Pinheiro Machado, der aber trotz alledem viel Wahres enthält. In einem Vorstadtzug unterhalten sich zwei Bundesoffiziere über die Kriegsbereitschaft Brasiliens. Der eine spricht und der andere bestätigt durch Kopfnicken, daß er mit dem Gesagten einverstanden ist. Die Grenzen Brasiliens sind entblößt. Sowohl in Santa Catharina stehen zu wenig Truppen, um diese Gebiete vor einem Einfall zu sichern. Nach dem Norden werden immer mehr Soldaten geschickt und das geschieht auf Kosten der Sicherheit des Südens. General Dantas Barreto muß eine starke Bundesmacht neben sich haben; in Bahia ist dasselbe der Fall; denn Vespasiano de Albuquerque befindet sich in einer ziemlich schwierigen Lage; in Ceara müssen die Garnisonen verstärkt werden und in Alagoas ist es nicht besser. Wo aber die Soldaten hernehmen, da sie doch bekanntlich nicht auf den Bäumen wachsen und nicht gestohlen werden können! Und das ist nicht das einzige, worüber sich die beiden Offiziere beklagen. Nicht nur die Reihen sind sehr gelichtet, sondern auch die Bewaffnung ist schlecht und unzureichend, überall fehlt es an Munition. Brasilien hat zu wenig moderne Batterien. Man hat zwar Metralleusen, aber mit diesen könnte man gegen eine gute Feldartillerie nichts ausrichten und dazu fehlt es noch, wie gesagt, an Pulver und Patronen. Am schlimmsten steht es in Rio. Die Bundeshauptstadt kann keine Belagerung aushalten; ja, nicht einmal ein Gefecht, das länger als zwei Stunden dauert, denn für länger würde die vorhandene Munition nicht reichen. Und die Moral von der Geschichte? Die Politik hat das Militär verdorben.

Wir glauben nicht, daß der Reporter der „Gazeta de Notizias" dieses Gespräch belauscht hat, aber bis zu einem gewissen Punkte ist das, was er sagt, sehr wahr. Es ist wohl nicht wahrscheinlich, daß Brasilien in die Lage kommt, an seinen Grenzen eine größere Macht zusammenziehen zu müssen, aber wenn dieses doch einmal eintritt, was dann? Das Militär ist, von den Brigaden abgesehen, die in Rio Grande do Sul stationiert sind, nach dem Süden verlegt, und die Lage in Paraguay sich noch mehr zuspitzt, wenn die brasilianische Grenze durch die Invasion der paraguayischer Banden bedroht ist, da hat Brasilien nicht einmal die Mittel, dieses zu verhindern. Man müßte in Matto Grosso jetzt eine größere Kraft haben anstatt dessen hat man aber dort direkt an der am meisten bedrohten Stelle der Grenze in Bella Vista, zwei Offiziere, den Major Paulino de Oliveira und den Hauptmann Antonio Azambuja, die mit dem Bandenführer Bento Xavier gemeinsame Sache machen und ihn gegen die Staatsregierung unterstützen. Und dann die Artillerie und die Munition! Man hat für sie genug Geld ausgegeben, aber ob sie da sind, wenn man sie braucht, das ist eine andere Frage. Rio de Janeiro hat unseres Erachtens keinen fremden Angriff zu befürchten, aber wenn man für die Sicherheit der Bundeshauptstadt Geld ausgibt, da sollte sie doch auch da sein!

Die Politik ist der große Sündenbock, der alles auf sich nehmen muss aber was ist denn die Politik, wie entsteht sie, wem verdankt sie ihre unterwühlende Macht? Wir können uns die Politik doch nicht so vorstellen wie die alten, abergläubigen Leute den Tod; wir können doch nicht glauben, daß die Politik, eine alte Hexe ist, die irgendein rächender oder übelwollender Geist in die Welt gesetzt hat, um ein südamerikanisches Land nach dem anderen zu ruinieren! Die Politik ist doch nur dort allmächtig und gefährlich, wo alles sich mit ihr befasst, wo alles ihr nachläuft — mit einem Wort wo alles sich auf Kosten der anderen bereichern und die Schulter seiner Mitmenschen dazu benützen will, um zur Machtstellung emporzuklettern! Die Politik sei die Kunst, die Völker zum Reichtum und zum Glück zu führen. Wenn man aber eine solche Kunst ausübt, dann kann man doch nicht sein eigenes Land ruinieren, seine Kräfte zerstören, und es wie die geheimnisvollen Offiziere sich ausdrücken, sich wehrlos machen. Es muß also keine richtige Politik sein, die hier gemacht wird. Da sie aber doch „gemacht wird" so sind die, die das tun, für alles verantwortlich und es ist somit an der Zeit, dass das souveraine Volk ihnen das Handwerk legt.

Ein verwickelter Fall. Es scheint, als ob es den Herrschaften, die als Erben des paraenser Millionärs Marquez Braga von Europa zurückkamen, nicht so leicht fallen wird, das große Vermögen des verstorbenen jungen Mannes in die Hände zu bekommen. Man zweifelt kaum noch daran, daß Braga, der erst vor einem Jahre von Para nach Rio gekommen war, durch die ihn umgebenden Weiber in den Tod getrieben wurde. Als er in der Bundeshauptstadt auftauchte, war er gesund und stark und nur die Orgien haben seine Gesundheit untergraben. Die Lucilia Ferreira, die in dem Drama die Hauptrolle spielt, ist eine Riograndenserin, die in Rio de Janeiro zuerst Pianounterricht gegeben hat und jetzt bereits Besitzerin zweier „Pensionen" geworden ist. Diese Lucilia, die jedenfalls nicht mehr in der Blüte der ersten Jugend steht, hat Braga die Argentinierin Clara Bernard, genannt „Columbiana", zugeführt u. diese, die eine große Schönheit sein soll, hat das von Lucilia begonnene Zerstörungswerk zu Ende geführt. Was der „Krankenpfleger" De Lucca eigentlich ist, das hat die Untersuchung noch nicht festgestellt, aber es wird kaum zu zweifeln sein, daß er zu den traurigen Gesellen gehört, die den „Pensionen" Kundschaft zuführen und die nach Fremdengesetz vom Jahre 1907 ohne jeden langwierigen Prozeß aus Brasilien ausgewiesen werden können. Ob Braga wirklich an Tuberkulose litt, ist auch noch nicht festgestellt worden. Seine Freunde wissen nur, daß die beständigen Orgien seine Kräfte untergraben hatten und daß er sich etwas schwach fühlte. Es ist also wohl möglich, daß er in Paris die galoppierende Schwindsucht bekam, aber bewiesen ist es nicht und so taucht die Frage auf, ob er nicht von seinen Reisebegleiterinnen und seinem „Krankenpfleger" langsam getötet wurde. Das von De Lucca vorgewiesene Testament ist echt und auch rechtsgültig vom Notar und dem brasilianischen Konsul beglaubigt, aber es ist französisch geschrieben und jeder Bekannte Bragas weiß, daß der junge Mann von dieser Sprache kein Wort verstanden hat. Die Verwandten Bragas werden dieses Testament anfechten und so wird ein Sensationsprozeß eingeleitet werden, bei dem wohl die Advokaten das meiste gewinnen dürften.

Hier ist man noch nicht so weit. In der fluminenser Presse wird der Kammerfiskal von Rio Claro, Staat S. Paulo, gelobt, der einem politischen Chef eine Geldstrafe von zwanzig Milreis zudiktierte, weil er zur Empfehlung eines Kandidaten Reklamezettel an die Wände hatte gleben lassen. Hier in der Bundeshauptstadt ist man noch nicht so weit, denn hier waren vor der Wahl alle zugänglichen Wände mit solchen Zetteln bepappt und kein Mensch, kein Fiskal und kein Polizist kümmerte sich darum. Aber nicht nur das Anbringen der politischen Reklame an den Wänden ist zu verurteilen, sondern die ganze Kleberei ist unästhetisch und zu verwerfen. Es sieht wohl amerikanisch aus, wenn die Wände mit solchen in den schreiendsten Farben gemalten Bildern beklebt sind, aber schön ist es deshalb doch nicht. Für diese Art von Reklame müssen Säulen vorhanden sein, denn die Häuserfassaden und die Gartenzäune sind nicht dazu, damit sie für die Anheftung einer Reklame für Universalmittel und Kinematographen eine Fläche bieten. Was in dem kleinen Rio Claro verboten ist, weil es als unschön gilt, das sollte in dem großen Rio de Janeiro, das soviel auf seine Schönheit hält, erst recht verboten sein.

Abgewiesenes Gesuch. Der bekannte Theaterunternehmer Herr Paschoal Segreto hatte die Präfektur um die Erlaubnis gebeten, auf den öffentlichen Plätzen der Bundeshauptstadt zur Unterhaltung des Publikums Drehräder und Zwergbahnen errichten zu dürfen. Die Präfektur hat aber doch so viel Geschmack besessen, dieses Gesuch abzuweisen. Das hätte sehr schön ausgesehen, wenn auf jedem Garten und auf jedem Spazierplatz solcher Jahrmarktskram angebracht worden wäre.

Vom Jouvin. Von dem famosen Direktor der Nationaldruckerei hat man in der letzten Zeit wenig gehört. Es wäre aber verkehrt, daraus den Schluß zu ziehen, daß er inzwischen vernünftiger geworden ist. So etwas kann Herrn Jouvin nicht passieren denn gegen das Vernünftigwerden ist er gefreit. Die Ereignisse von größerer Wichtigkeit haben die Aufmerksamkeit von ihm abgelenkt; er hat aber weiter gewirtschaftet wie er es angefangen hat. Jetzt hat er Strafgelder eingeführt und diese werfen der Druckereikasse hübsche Sümmchen ab. Kein Arbeiter ist mehr sicher, daß ihm auf Befehl des Direktors nicht ein Teil seines Verdienstes abgezogen wird. Wer sucht, der findet und Jouvin sucht nach den Mitteln, das Budget der Druckerei aufzubessern, damit das Geld für die üblichen Manifestationen vorhanden ist. Die Arbeiter mögen so pünktlich sein wie der Zeiger der Turmuhr und so aufmerksam sein als es Menschen möglich ist: Jonvin findet immer einen Grund zur Verhängung der Geldstrafe und die Arbeiter sind diesem Ausbeuter gegenüber machtlos. Zum Ueberfluß hat er auch noch aus den Arbeitern der Druckerei ein Jägerbataillon gebildet, dem jeder Arbeiter angehören muß, und in diesem Bataillon herrscht militärische Ordnung. Die Leute, die doch Arbeiter sind wie alle anderen Drucker, Setzer und Buchbinder auch, müssen sich der Kasernenordnung fügen und sich die Chikanen eines verdrehten Leutnants gefallen lassen. Was Jouvin damit erreichen will, ist ja klar: Militarismus ist jetzt Trumpf und er möchte sich nach allen Seiten hin empfehlen. Daß der Finanzminister, dessen Untergebener er ist, aber als verständiger Mann einen solchen Menschen in verantwortlicher Stelle duldet, daß is den unteisten Menschen unbegreiflich.

Ueber Bord gesprungen. Als der englische Dampfer „Byron" am 5. ds. Mts. die Barre von Rio de Janeiro verließ, sprang ein Passagier der dritten Klasse namens Luiz Orlando, der eine Fahrkarte nach Santos hatte, über Bord und alle Versuche, ihn zu retten blieben umsonst, da das herabgelassene Boot ihn nicht mehr finden konnte. Was den Mann veranlaßt hat, diese Verzweiflungstat auszuführen, ist unbekannt geblieben, denn er hat keine Erklärung hinterlassen.

## Italienisch-türkischer Krieg.

Der Oberbefehlshaber in Tripolis, Genera Caneva, ist nicht am Montag, wie erwartet, sondern erst am Dienstag in Rom eingetroffen. Infolgedessen war das Fehlen von Nachrichten nicht, wie man gestern vermuten mußte, auf die Zensur zurückzuführen. Der General war gestern über eine Stunde beim König und verhandelte lange und wiederholt mit dem Ministerpräsidenten und den Ministern des Kriegs und des Aeussern. Heute soll er am Ministerrat teilnehmen. Ueber den Gegenstand der Verhandlungen verlautet nichts.

In Tripolis ließ sich in Abwesenheit des Oberbefehlshabers der „statu quo" doch nicht aufrecht erhalten. Die türkischen Truppenkonzentrationen in der Oase von Zanzur wurden für die Sicherheit von Tripolis so bedrohlich, daß die Italiener sich gezwungen sahen, einzugreifen. Sie brachten Festungsgeschütze, Kaliber 149, in den Forts von Gargaresch in Position, die das Feuer auf den Feind eröffneten und seine Verschanzungen zerstörten. Die Türken zogen sich darauf aus Zanzur zurück.

Das Bombardement der theoretisch befestigten, praktisch aber offenen Hafenplätze am Roten Meer hat die Hohe Pforte veranlaßt, die Schließung sämtlicher italienischer Geschäfte, Unterrichtsanstalten, usw. in der Türkei anzuordnen. Diese schon früher geplante Maßregel war bisher auf die Vorstellungen des deutschen Botschafters hin unterblieben. Sie schädigt die Italiener mehr, als jenes Bombardement die Türken zu schädigen vermag.

## Kabelnachrichten vom 7. Februar

Deutschland.

— Das Gerücht, daß zwischen Deutschland und England Verhandlungen betreffend die Aufteilung der portugiesischen Kolonien bestehen, wird sowohl von deutscher, wie von englischer Seite auf das bestimmteste dementiert.

— Am Mittwoch, den 7., wurde der deutsche Reichstag eröffnet. Die vom Kaiser selbst verlesene Thronrede hat sowohl im Reiche selbst wie im Auslande einen guten Eindruck gemacht, wenn man sich auch nicht verhehlen darf, daß diese Thronrede eine sehr bewegte, debattenreiche Tagungsperiode in Aussicht stellt. In dem ersten Teil der Thronrede sprach der Kaiser davon, daß die guten Erfolge der sozialen Gesetzgebung und der sozialen Fürsorge das Reich ermuntern, auf diesem Weg weiter zu gehen. Die Finanzen des Reiches seien sehr gut, das Gleichgewicht des Budgets sei vollkommen und das ermahne die Regierung, bei dem bisher beobachteten Sparsystem zu bleiben. Man habe bisher noch nichts wahrgenommen, was eine Aenderung der Zollpolitik notwendig erscheinen lassen würde. Die Landwirtschaft und der Handel befinden sich dank dieser Zollpolitik im Zustand einer beneidenswerten Blüte und deshalb werde